



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 24. Mai 1908

(Zur Marokkofrage. König Eduards Besuch beim Zaren. Die Bagdadbahn. Die Wahlbewegung in Preußen.)

Zu Beginn der verflossenen Woche hatte die politische Welt — oder war es vielmehr die Börsenwelt? — einen kleinen Anfall von Nervosität. Während seines Aufenthalts in Wiesbaden hatte der Kaiser eine Veranstaltung abgesagt, um Vorträge entgegenzunehmen, und das gerade in einem Augenblick, als gewisse Nachrichten über das Vorgehn der Franzosen in Marokko unwürdige Klagen über französische Rücksichtslosigkeiten und Eigenmächtigkeiten gegenüber deutschen Interessen hervorgerufen hatten. Man flüsterte von einer plötzlichen Zuspitzung der politischen Lage und glaubte eine Parallele zu finden zwischen dem, was sich jetzt in Wiesbaden abspielte, und den verhängnisvollen Ereignissen von Ems im Jahre 1870. Es war blinder Lärm, aber die nervöse Stimmung spiegelte das Unbehagen wider, das sich bei den Nachrichten aus Marokko weiter Kreise bemächtigt hatte.

Es war freilich kaum noch zu verbergen, daß das französische Expeditionskorps in Marokko anfang, sich mit zunehmender Unbekümmertheit über die Verpflichtungen, die ihm die Algecirasakte auferlegte, hinwegzusetzen. Und wenn auch vielleicht die französische Regierung das loyale Entgegenkommen der deutschen Reichsregierung dankbar anerkannte, so war doch die gerechte Würdigung dieses Sachverhalts anscheinend in den Vorzimmern am Quai d'Orsay stecken geblieben; dem französischen Volk und Heer erschienen die Deutschen mit ihrer ständigen Berufung auf die Algecirasakte als übelwollende Mahner, und dementsprechend erachteten auch, was die deutsche Regierung der französischen loyal eingeräumt hatte, als widerwillig gemachtes, von Zaghaftigkeit und Schwäche eingegebenes Zugeständnis an die kühne Initiative der französischen Marokkopolitik. In dem Gebaren des französischen Expeditionskorps mußte diese Auffassung mit der Zeit so stark hervortreten, daß es auf die ganze politische Lage zurückwirken mußte. Mit zunehmender Schärfe meldeten die Berichte der Vertreter deutscher Interessen in Marokko, daß sich das Vorgehn der Franzosen nicht nur immer weniger mit der Algecirasakte vereinigen lasse, sondern immer offenkundiger eine Spitze besonders gegen die deutschen Interessen herauskehre. Nun kam dazu auch noch der Zwischenfall mit einem deutschen Schutzbefohlenen, ein Fall, dessen peinliche Nebenumstände zwar in einem Bericht des Generals d'Amade zum Teil abzuleugnen versucht wurden, der aber nicht ganz verschleiert werden konnte und immer noch genug übrig ließ, was der deutschen Regierung zu ernststen Vorstellungen Anlaß bieten konnte. Man darf auch wohl annehmen, daß die französische Regierung nicht in Zweifel darüber gelassen worden ist, daß sie im Begriff stand, den Bogen zu überspannen. Es scheint, als ob sich die französische Regierung nun doch die Frage vorgelegt hat, ob sie es verantworten kann, die Dinge so weiter laufen zu lassen, oder ob es nicht vielmehr notwendig ist, das Verhalten der Truppen in Marokko mehr in Übereinstimmung mit der offiziell verkündeten und vertretenen Politik Frankreichs zu bringen. Darauf ist es wohl zurückzuführen, daß neuerdings ernstlich von Räumung einzelner Gebietsteile in Marokko, von Einschränkung der Operationen und Zurückziehung eines Teils der Truppen die Rede ist.

Vorläufig überwiegt also auch in Frankreich augenscheinlich das Bedürfnis, das mühsam genug hergestellte politische Gleichgewicht in der Weltlage nicht leichtfertig zu stören. Der moralische Rückhalt, den Frankreich an England findet, genügt doch nicht, um Deutschland von seinem fest und klar eingenommenen Stand-

punkt in der Marokkofrage abzudrängen. Dieser Standpunkt ist derselbe, den Frankreich selbst offiziell anerkannt hat. Es ist darum auch nicht recht zu verstehen, weshalb diese unsre Stellung ein Zeichen unsrer Schwäche sein soll, wie von manchen Seiten immer wieder behauptet wird. Das könnte doch nur dann mit einigem Recht gesagt werden, wenn wir in Marokko selbst einen andern und weitergehenden politischen Einfluß gewinnen wollten, als er durch unsre Handelsinteressen und das Recht der offenen Tür bestimmt wird. Aber wenn das auch wohl in einzelnen politischen Kreisen gewünscht wird, offizielle deutsche Politik ist es nicht und ist es auch nie gewesen. Wir haben nie auf dem Standpunkt gestanden, daß die Franzosen bei ihrer gewaltsamen „friedlichen Durchdringung“ Marokkos etwas täten, was wir nur deshalb mißbilligen, weil wir es selbst gern tun würden. Vielmehr halten wir ein derartiges Vorgehen einer einzelnen Macht mit den internationalen Rechten überhaupt nicht für vereinbar. Und weil es sich eben nicht um einen Wettlauf in irgendwelcher Eroberungspolitik handelt, sondern um Rechte, die wir in jedem beliebigen Augenblick fordern können, darum kann es niemals Schwäche bedeuten, wenn wir den Franzosen jede nur mögliche Rücksicht beweisen, und statt mit nervöser Besorgnis bei jeder Gelegenheit dazwischen zu fahren, mit Ruhe und Festigkeit nur unsre klaren und unantastbaren Rechte betonen.

Die Entwicklung aller solcher Fragen fordert Geduld und Wachsamkeit, und diese Eigenschaften werden wir überall notwendig gebrauchen, wo es sich um das Gewinnen eines sichern Urteils über unsre politische Lage handelt. Je mehr wir uns zeitlich von der Epoche der Reichsgründung entfernen, desto weniger können wir erwarten, daß die andern Mächte unter dem unmittelbaren Bann des Übergewichts unsrer Waffenmacht stehn. In langer Friedenszeit läßt sich eine moralische Einwirkung dieser Art auf das allgemeine Bewußtsein fremder Völker nicht aufrechterhalten. Es muß genügen, in den kundigen und verantwortlichen Kreisen des Auslands die Überzeugung zu erhalten, daß unsre Wehrmacht auf der alten festen Grundlage ruht. Wir können ohne Überhebung und ohne verblendete Prahlerei sagen, daß diese Überzeugung da, wo sie für uns von Wert ist, in der Tat besteht. Darum ist es kindisch und zwecklos, jede politische Schwierigkeit, mit der wir irgendwo zu kämpfen haben, dahin zu kennzeichnen, als ob sich ein Sinken des Ansehens des Deutschen Reichs darin ausdrücke. Eine bequeme Prestigepolitik können wir allerdings nicht treiben. Es ist ein verwickeltes Spiel und Gegenpiel der Interessen, in dem wir uns behaupten müssen. Aber es ist falsch, zu behaupten, daß wir ausschließlich von einem Ringe feindseltiger, unter sich einiger Interessen umgeben sind. So einfach ist die Lage nicht, und wir haben genug Momente, die zu unsern Gunsten in die Waagschale fallen. Freilich werden wir immer mit den Schwierigkeiten zu rechnen haben, die unsre zentrale Lage mit sich bringt.

Es ist jetzt wieder, wie vor einem Jahre, von Einkreisungspolitik die Rede, weil König Eduard seinen offiziellen Besuch beim Kaiser von Rußland angesagt hat, und weil besonders von französischer Seite große Hoffnungen auf einen neuen Dreibund zwischen England, Frankreich und Rußland gesetzt werden. Dieser Gedanke bedeutet natürlich ein wahres Labfal für alle, die von Mißtrauen gegen Deutschland erfüllt sind oder sich gar mit aktiven feindlichen Absichten tragen. Und doch bietet die Lage eigentlich nichts neues. England und Frankreich haben sich längst zusammengetan, und noch älter ist der berühmte Zweibund Frankreich-Rußland, der die Blühträume der französischen Revanchepolitiker zur Reife bringen sollte, und der doch in der Hand des einseitigen und mißtrauischen, aber ehrlichen und gewissenhaften Alexanders des Dritten etwas ganz andres wurde. Es klappte zuletzt auch nicht immer und wurde allmählich ein bißchen langweilig, aber schön war es doch, wenn im heiligen Rußland die Marseillaise stieg und die Republikaner an der Seine den lieben Gott

um Schutz für den rechtgläubigen Selbstherrscher im Osten anflehen. Nichts kam dem Reiz dieser Freundschaft gleich, bei der man Lächeln und Händedruck gerade über Deutschland, das böse Deutschland, hinweg austauschte. Aber, wie gesagt, die nationalen Hoffnungen kamen doch nicht auf ihre Rechnung, und so sprach man von der Sache nicht mehr so viel, als das neue Einverständnis mit England angebahnt wurde. Aufgegeben wurde jedoch nichts; die Bundesgenossenschaft bestand fort und konnte jeden Augenblick den frühern Wärmegrad wieder erreichen. Seitdem ist nun auch das Abkommen zwischen England und Rußland über Asien abgeschlossen worden, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß aus den beiden Freundschaften zu zweien nun eine Freundschaft zu dreien wird. Daß die englische Politik diese Möglichkeit nach Kräften auszunutzen bestrebt ist, läßt sich wohl verstehen. Die Lage des britischen Weltreichs zwingt dazu, überall ein Eisen im Feuer zu haben. Seit Japan seinem englischen Verbündeten hier und da unbequem und gefährlich wird, sucht sich England Rußland weiter zu nähern, und der russischen Politik können diese freundschaftlichen Beziehungen zu den Westmächten nur angenehm sein. Soweit darin nur eine Tendenz zum Ausgleich drohender Gegensätze liegt, brauchen uns diese Bestrebungen nicht zu heinruhigen. Es könnte ja nun freilich sein, daß sich der neue Dreibund in den Dienst von feindlichen Absichten gegen uns und unsre Verbündeten stellte. Aber es würde wohl bei diesen Absichten bleiben, so wie es bei dem französisch-russischen Zweibund bei der Absicht geblieben ist. Denn das Schwergewicht der realen Interessen und Möglichkeiten ist größer als das lustige Gespinnst der volkstümlichen Sympathien und Antipathien, die gelegentlich als Mittel für die ernstern Zwecke der Staatskunst dienen müssen, aber das Schicksal der Völker nicht allein bestimmen können. Die Interessen der europäischen Mächte sind gegenwärtig nach allen Richtungen so festgelegt, daß neue Bündnisse nur dazu dienen können, unerwünschte oder gewaltsame Lösungen schlummernder Krisen hintanzuhalten, nicht aber neue Konstellationen zu Angriffszwecken zu schaffen. Wenn der erwartete Dreibund England-Frankreich-Rußland zustande kommt und wirklich eine deutschfeindliche Spitze zu zeigen versuchen wollte, so würde er sich sehr bald vor einer Reihe von innern und äußern Unmöglichkeiten sehen und erkennen, daß der Selbsterhaltungstrieb den Gliedern des Bundes nützlichere und wichtigere Aufgaben stellt, mit denen sie vollauf zu tun haben, ehe sie überhaupt in der Lage sind, sich um uns zu kümmern. Das Vergnügen, das deutschfeindliche Kreise in den beteiligten Ländern vielleicht in der Vorstellung finden, Deutschland mit einem solchen Bunde heinruhigen und in Schach halten zu können, brauchen wir den guten Leuten nicht zu mißgönnen; es hält sie vielleicht von gefährlichen Plänen zurück.

Wie wenig das wichtigtuende, im Gewande politischer Weisheit einherstolzierende Gerede von den ständigen Schwierigkeiten und Mißerfolgen der deutschen Politik oft gilt, zeigt auch der Schritt vorwärts, der neuerdings wieder in der Frage der Bagdadbahn getan worden ist. Das Unternehmen ist bekanntlich rein wirtschaftlicher Natur, vollzieht sich unter türkischer Oberhoheit, arbeitet mit internationalem Kapital und dient keineswegs nur deutschen Interessen, sondern Handelsbeziehungen, die ein großes Völkergelände umfassen. Und doch weiß jedermann, daß man mit vollem Recht dieses Unternehmen als deutsch, ja im politischen Sinne deutsch betrachtet. Denn seine Ausführung wäre tatsächlich unmöglich gewesen ohne das Vertrauen des Sultans und der Pforte zu deutschem Können auf technischem und administrativem Gebiete, zu der Solidität deutscher Geschäftstätigkeit und zu der politischen Loyalität Deutschlands. Erst dadurch ist die Sache in Fluß gekommen. Daß dieses Vertrauen erworben und erhalten wurde, ist in Wahrheit eine politische Tat Deutschlands. Die Ausführung des Unternehmens ist daher auch stets von einer starken politischen Gegenarbeit anderer Mächte begleitet gewesen. Diese hat um so stärker eingesezt, je mehr sich der Bahnbau dem wichtigsten Teil der Arbeit

näherte, nämlich der Überschreitung des Taurus. Denn war dies geschehn, so war die Durchführung der Bahn bis zum Tigris so gut wie selbstverständlich. Deshalb wurde alles getan, um das Steckenbleiben des Unternehmens auf anatolischem Boden herbeizuführen. Man ließ sich deshalb die Erschütterung der Stellung Deutschlands bei der Pforte so angelegen wie möglich sein, und in diese Bemühungen wurden alle Fragen der Orientpolitik mit hineingezogen. Auch in der deutschen Presse fand man oft genug nach französischen, englischen und russischen Quellen die Behauptung, daß unsre Diplomatie in der Balkanpolitik falsch operiert habe, und daß es mit dem frühern Einfluß Deutschlands am Goldenen Horn vorbei sei. Jetzt stehen wir der Tatsache gegenüber, daß die Verlängerung der Bagdadbahn um weitere achthundert und einige mehr Kilometer gesichert ist. Diese jetzt konzessionierte Strecke aber bedeutet die Überschreitung des Taurus! Es muß doch also wohl nicht so arg sein mit der Einflußlosigkeit Deutschlands im Orient und mit der Unfähigkeit unsrer Diplomatie, deutsche Interessen gegen die widerstrebenden Einflüsse Englands und anderer Mächte durchzusetzen.

Im Innern nähern wir uns den Zeiten politischer Windstille. Aber noch sind vorher die preußischen Landtagswahlen zu überwinden. Man sollte meinen, das müßte nach dem heftigen Sturme, der wegen des preußischen Wahlrechts bei Beginn dieses Jahres den Blätterwald durchstobte, eine recht starke Bewegung werden. Doch davon ist recht wenig zu bemerken. Die Parteien suchen in den einzelnen Wahlkreisen die Kandidatenfrage so gut zu regeln, wie es nach den Umständen eben geht. Da werden denn die verschiedensten Bundesgenossenschaften geschlossen, und alle diese Bündnisse ad hoc vertragen nicht die starke Aufregung einer großen Prinzipienfrage, die die Wählerschaft in zwei Heerlager teilt. So geht es einstweilen noch recht still zu, und niemand erwartet eigentlich, daß der neue Landtag ein wesentlich andres Gesicht zeigen wird als der bisherige. Nur daß man infolge der Neueinteilung der Wahlkreise doch nicht ganz die Möglichkeit abweisen kann, einen oder den andern Sozialdemokraten in den Landtag einziehen zu sehen. Anstrengungen genug werden dazu gemacht werden.

Eigenarten des politischen Urteils in Deutschland. Ein Franzose, ein Engländer, ein Deutscher machten einst eine Wette. Keiner hatte noch je ein Kamel gesehen; wer nach einem bestimmten Zeitraum ein solches am besten zeichnen könnte, sollte gewinnen. Der Engländer reiste nach Ägypten, beobachtete, zeichnete photographierte, der Franzose ging in die Menagerie und in die Bibliothek, der Deutsche aber blieb zu Hause und schuf das Kamel aus der Tiefe seines Gemüts. Die Anekdote hält es nicht für nötig zu erzählen, wer nun schließlich die beste Zeichnung lieferte. Diese unscheinbare Erzählung enthält eine Wahrheit. Es scheint eine Eigenart des Deutschen zu sein, daß seine Urteile über Dinge vielfach ähnlich zustande kommen wie seine Zeichnung des Kamels.

Es gibt zwei logisch und psychologisch getrennte Arten des Urteilens, für die die einzelnen Völker verschiedene Neigung und Fähigkeit zu haben scheinen. Die eine geht von der Wirklichkeit und dem einzelnen aus und sucht ein allgemeines; die andre geht vom allgemeinen aus und sucht dann das einzelne, das dazu paßt. Die Urteile der ersten Art werden komplizierter Natur, vorsichtiger, weniger umfassend sein und auf manche Einschränkungen verweisen; die andern sind zweifellos bei weitem schöner, viel einfacher, deutlicher, leichter faßbar, apodiktischer und formelhafter; die ersten aber haben den Vorzug, daß sie von der Wirklichkeit etwas aussagen, während die zweiten immer nur eine Idee des Urteilenden geben, die eben alles von der Wirklichkeit, was ihr nicht paßt, ignoriert.

Die zweite Art des Urteils, die keinem andern Volk der Erde so gut liegt wie dem deutschen, hat gewiß ihre Vorzüge — sie ist die Wurzel des Idealismus.

hat Philosophien geschaffen, ein Reich des Geistes und der Idee — und die tiefsten Dinge sind stets deshalb gesagt worden, weil ein allgemeinstes intuitiv geahnt, aus dem einzelnen nicht entwickelt, sondern in ihm wiedergefunden wurde.

Dieser Vorzug, der auf philosophischem Gebiete die Größe des deutschen Denkens schafft, wird wie jeder Vorzug, in andern Zusammenhang, zur empfindlichen Schwäche. Der Wirklichkeit gegenüber bedeutet diese Denkweise Herrschaft der Theorie und der Formel, das heißt Ungerechtigkeit und Gewalt. Noch ehe wir einen Menschen richtig kennen, haben wir die Formel, die sein Wesen erklärt. Diese Formel verhärtet sich dann gleichsam, ohne mit genauerer Erfahrung bereichert oder verändert zu werden — weil für diese Art des Denkens die Aufgabe gelöst ist, wenn die feste begriffliche Formel gefunden und alles Spätere unbewußt ignoriert wird. Es liegt darin wohl der geheime Grund, warum die deutsche Nation andern, insbesondere den Franzosen in der Feinheit der Psychologie, zumal der Frauen, die ja zumeist begrifflich nicht meßbare widerspruchsvolle Wesen sind, so sehr nachsehen wie in keiner andern Aufgabe des Denkens. Der deutsche Schriftsteller liebt die Einfachheit der Charaktere ebenso wie der französische ihre verwickelte Unmeßbarkeit, ihre geheimen Risse, ihre unfaßlichen Rätsel — die verlockendste, weil schwerste Aufgabe einer jahrhundertealten ererbten und stets verfeinerten psychologischen Kultur. Der Franzose liebt das Irrationale, vor dem sich der Deutsche angstvoll in den Begriff rettet. Ein Deutscher liebt sein Wirtshaus rechteckig, und die Säulen, die die Decke etwa stützen, sollen in der Mitte stehn. Wer französische Cafés, ganz gleich ob in Paris oder in der Provinz, sieht, erschrickt darüber, wie peinlich und kramphast dort jede Symmetrie vermieden und unwahrscheinliche Polygone unwahrscheinlich eingeteilt sind. Das Wesen des Menschen aber ist irrational, und wer das Geometrische liebt, wird stets ein schlechter Psychologe bleiben. Eine Schilderung, wie sie z. B. Balzac in seiner *Histoire des treize* auf zwei Seiten von dem Charakter der Duchesse de Langlais entwirft, wird ein deutscher Schriftsteller niemals schreiben, ein deutscher Leser zumeist nicht ganz genießen können.

Das alles ist natürlich nur im Durchschnitt wahr, wie das meiste, was von Gesellschaften, Völkern, Rassen gesagt wird. Wir haben jeden Tag Gelegenheit, Belege zu beobachten. Wie werden Persönlichkeiten, die die Augen auf sich ziehen, beurteilt! Man begegnet Formeln, nicht aber Charakteren. Man braucht nur nachzuprüfen, was zum Beispiel über den Kaiser gesagt wird. Eines der treffendsten Beispiele ist noch in aller Gedächtnis. Jrgend jemand hatte erzählt, der Reichskanzler hätte gesagt: „Nur keine innern Krisen.“ Das Wort wurde aufgegriffen, wurde zum Programm, zur Formel, zur Charakterschilderung. Der Reichskanzler hat das Wort niemals ausgesprochen, wie er selbst im Reichstag erklärt hat. Es wurde lediglich geglaubt, weil es eine bequeme Formel war und bleibt, als bequeme Formel, auch noch im Gedächtnis, nachdem die Reichstagsauflösung eindringlich genug gezeigt hat, daß Formel und Wirklichkeit nichts miteinander gemein haben.

Ja es scheint sogar, als hätte diese Formel unter Deutschen ein so zähes Leben, daß das Urteil, das sie enthält, aus der innern Politik vertrieben, sich nun in die auswärtige rette, um dort seine Haltung zu behaupten, bis auch da einmal der rechte Augenblick kommt, und ein Staatsmann, dessen Werkzeug nicht die an keine Zeit gebundene Idee, sondern die Situation ist, zeigen kann, daß die Hand, die den Handschuh trägt, auch den Degen führen kann.

Es ist nur eine andre Form derselben Erscheinung, der Liebe zur formelhaften Charakterisierung, wenn wir so oft, am deutlichsten bei Gerichtsverhandlungen, jedes einmal oft vor langen Jahren und in dieser oder jener Situation gesprochne Wort als verbindliches Programm wiederkehren sehen. Der Deutsche spricht und hört Programme. Seine Worte sind nicht leichtbeflügelt, Irrlichter, Sterne, die nur für ein paar Momente flimmern, sondern Programme, schwer und langlebige. Die deutschen

Gesellschaften verlieren so, was die philosophischen Bücher gewinnen. In Deutschland gilt, wer Ansichten äußert, die er nach einem Monat vergessen hat, für unmoralisch, in Frankreich je nachdem für geistvoll oder für vergeßlich.

Hätte der Fürst Bülow wirklich einmal ausgerufen: Nur keine innern Krisen! er hätte zehn gegen eins wetten können, daß der deutsche Zuhörer dies nicht aus der Situation, sondern als Programm verstanden hätte.

Dieses Kapitel könnte sehr weit führen, und einzelne der tiefsten Verschiedenheiten der Rassen werden offenbar aus dem Verhältnis des lebendigen Menschen zu dem toten Wort.

Polnische Vorbereitungen auf den großen Kladderadatsch. Ziemlich spät gelangt nach Deutschland die Nr. 1 des diesjährigen Jahrgangs des in Warschau erscheinenden Kurjer Warzawski, aus der man erfährt, daß das Polentum den ersehnten großen Kladderadatsch im Laufe des Jahres 1913 erwartet. In dieser Nummer schreibt nämlich ein Herr Wladislaw M. Kozlowski, „das polnische Volk im Posenen“ habe „auf Grund chronologischer Aufstellungen die Überzeugung gewonnen, daß die preußische Herrschaft in diesem Lande im Jahre 1913 ihr Ende erreicht“. Der Herr fügt hinzu, „das unsinnige Vorgehn der preußischen Regierung“ scheine darauf hinauszulaufen, „die Hoffnungen des gemeinen Volks zu bestätigen“, denn „die allgemeine, in sämtlichen Ländern, ja selbst Deutschland nicht ausgeschlossen, laut gewordne Stimme der Entrüstung“ sei beredtes Zeugnis dafür, daß „es heute nicht mehr möglich ist, die elementaren Grundsätze für Recht und Gerechtigkeit zu vergewaltigen, indem man sich hinter das Prinzip der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten steckt“.

Mit dem „unsinnigen Vorgehn der preußischen Regierung“ ist natürlich die Einbringung der Enteignungsvorlage gemeint. Tatsächlich hat sich die preußische Staatsregierung zu diesem Vorgehn erst entschlossen, als sie nicht länger daran zweifeln konnte, daß das massenhafte und planmäßige Aufkaufen deutscher Güter in den Ostmarken zu jedem Preise und die Achtung eines jeden, seinen Grundbesitz an einen Deutschen verkaufenden Polen den Zweck hatten, der preußischen Herrschaft ein Ende zu machen. Neu ist also den Vätern der Vorlage nur die Enthüllung des Kurjer Warzawski, daß das Polentum dieses Ende schon für so nahe gerückt hält. Hätten die Regierungsvertreter diese auf Grund chronologischer Aufstellungen gewonnene Überzeugung des polnischen Volks im Posenen und seiner Warschauer Stammesgenossen gekannt, so würden sie gewiß nicht verfehlt haben, die Auslassungen des Herrn Kozlowski im Landtage zu verwerten, um die Röhlergläubigen, die sich nicht von Losreißungsplänen der preußischen Polen überzeugen lassen wollen, ad absurdum zu führen und den prinzipiellen Gegnern einer beschränkten und friedlichen Enteignung gegen reichliche Entschädigung zu zeigen, mit welchen großzügigen, allgemeinen und gewaltsamen Enteignungsplänen ohne Entschädigung sich die Polen tragen.

Daß es sich in der Tat nicht um vage, mit historischen Zahlen willkürlich operierende Phantastereien, sondern um durchdachte Pläne mit bestimmten Mitteln handelt, geht aus dem Aufsatz des Kurjer Warzawski klar hervor. Er sagt ganz offen, wie die russischen Polen mithelfen sollen zur Verwirklichung des Projekts in naher Zeit: durch Verdrängung der „übermäßig dienstfertigen“ deutschen Industrie und des deutschen Kapitals aus dem „Königreiche“ sollen die deutschen Industriellen, Kaufleute und Kapitalisten bewogen werden, auf die Abgeordneten einen Druck zur Ablehnung aller weiteren, die freie Bewegung der Polen hemmenden Vorlagen auszuüben. In den oben zitierten Sätzen ist schon angedeutet, wodurch das nichtpolnische Ausland dazu gebracht werden soll, von dem Prinzip der Nichteinmischung dem „die elementarsten Grundsätze für Recht und Gerechtigkeit vergewaltigenden“ Preußen-Deutschland gegenüber abzugehen. An einer andern

Stelle zeigt er auch, wie man es machen muß, um dem nichtpolnischen Auslande einzureden, Preußen habe von jeher an seinen Polen in schändlicher, ein Strafgericht geradezu herausfordernder Weise gehandelt. Er schreibt nämlich: „Die historischen Verhältnisse der brandenburgischen Fürsten zu Polen lassen sich kurz in der Geschichte des geriebnen Burschen im Verhältnis zum mächtigen und großmütigen, doch unvorsichtigen Herrn zusammenfassen. Abgerissen, demütigt und unterwürdig kommt der »plundrige« Bursche, um sich bei dem Herrn in den Dienst einzubetteln. Großmütig wird er angenommen. Der Bursche ist dienstfertig und gewandt. Schnell gewinnt er an Bedeutung, er wird unentbehrlich. Zugleich mit der Bedeutung wächst bei ihm auch der Hochmut, jenes »Pathos für Entferntes«, das heißt für Rang, das der Philosoph des Preußentums zu rühmen beginnt. Ost muß ihn der Herr mit dem Stocke bekannt machen. Der Bursche erduldet die Schläge, füllt sich aber die Taschen. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er in seinem Herzen den »Willen zur Macht« verborgen hält. Schrittweise verarmt der Herr, ebenso wie sich der Knecht auf seine Kosten bereichert. Es kommt die Zeit, die den Herrn zum Konkurs führt. Der Bursche, der sich während seiner Dienstzeit den Beutel gespickt hat, übernimmt den größten Teil seiner Besitzungen, und jetzt will er den Herrn aus seiner heimatlichen Stätte verdrängen, ungeachtet des vereinbarten Lebtagsrechts.“

Wer die Geschichte Polens und die Rolle, die die brandenburgischen Fürsten in ihr spielen, kennt, der weiß, daß man diese Geschichte gar nicht gröblicher fälschen kann, als es hier geschieht. Jedenfalls spielen im letzten Jahrhundert die Rolle des abgerissenen, plundrigen, sich die Taschen füllenden Dieners, der den ihn erst zum Menschen machenden Herrn aus seinem rechtmäßigen Besitze verdrängt — die Polen. Aber was verschlägt das dem Herrn Rozłowski! Er weiß ganz genau, daß in den Ländern, für die seine „historische“ Darstellung hauptsächlich bestimmt ist, der Schulunterricht in der Geschichte sehr im argen liegt, und daß deshalb seine Fälschung dort Tausende von Gläubigen findet, wenn sie unter die Massen gebracht wird. Er weiß ferner, daß in England, Frankreich, Italien und Amerika eine Menge polnischer Preßagenten begierig auf solche Entstellungen stürzt, um sie in die Landespresse zu bringen. Legt doch zum Beispiel die in Graubenz erscheinende *Gazeta Grudziadzka* dem jungen Strazvereine die Pflicht auf, die ganze Welt über die Gewalttaten Preußens an den unglücklichen Polen zu informieren und zu diesem Zwecke wöchentlich mindestens zwei bis drei Mitteilungen über solche Taten für Blätter jener Länder zu verfassen und durch sprachkundige polnische Damen in die betreffenden Sprachen übersetzen zu lassen. Daß diese Pflicht im vollsten Maße erfüllt wird, dafür sorgt schon der überaus eifrige Strazvater Herr Joseph von Koscielski, unter dessen Leitung die polnischen Schriftsteller und Journalisten häufig genug beraten und sich in die gemeinsame Aufgabe teilen.

Deutsche Gegner der Enteignungsvorlage werden nun vielleicht sagen, der Artikel Rozłowski in dem Warschauer Blatte würde ohne die Enteignungsvorlage nicht geschrieben worden sein und könnte schlechterdings nicht als beweiskräftig für Losreisungspläne der preußischen Polen angesehen werden. Nun, die „chronologischen Aufstellungen“ über das Ende der preußischen Herrschaft „im Posenischen“ sind sicherlich nicht erst nach der Einbringung der Enteignungsvorlage erfolgt, und den Zweck, den Rozłowski mit seiner Enthüllung und seinen übrigen Ausführungen verfolgt, haben längst vor ihm andre polnische Schriftsteller zu erreichen gestrebt. Wer sich darüber genau unterrichten will, verschaffe sich das soeben zu günstiger Stunde im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin erschienene Buch „Polen-Spiegel“, das eine übersichtliche Darstellung der polnischen Organisationen in den „drei Anteilen“, ihrer Zwecke und Mittel sowie die wichtigsten

Altentwürfe zur Beurteilung der polnischen Rechte und Pflichten darbietet und endlich durch eine reiche Fülle von Zitaten aus polnischen Zeitschriften den unanfechtbaren Beweis erbringt, daß schon längst die Polen im preussischen Staate einen wirtschaftlich-politischen Ring bilden, dessen letztes Ziel es ist, in Gemeinschaft mit den Polen in Österreich und Rußland das polnische Reich wiederherzustellen. In diesem verdienstlichen Werke fehlt es auch an Beweismaterial dafür nicht, daß schon lange bevor die preussische Staatsregierung an Enteignung polnischer Güter dachte, sich die Polen aller „drei Antelle“ bemühten, das Ausland besonders gegen Preußen und das ganze Deutsche Reich aufzureizen und der Unterstützung der polnischen Pläne geneigt zu machen. Unter diesem Beweismaterial fehlt jedoch ein besonders charakteristischer Artikel, der erst ganz neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat und besondere Beachtung deshalb verdient, weil er von dem ehemaligen „Admiralstki“ und „Freunde des Kaisers“, dem Herrenhausmitgliede und Strazvater von Koscielski herrührt und aus einer Zeit vor der Entstehung der Enteignungsvorlage und sogar vor dem großen Schülerstreik und seiner Bekämpfung durch die preussische Staatsregierung stammt. Dieser sehr ausführliche, in der durch ihren Deutlichkeitshaf berücksichtigten Londoner Zeitschrift *The National Review* erschienene Aufsatz geht den Engländern mit Schmeicheleien über ihre kolonialisatorischen Erfolge höchst geschmeidig um den Bart, um sie desto empfänglicher für das zu machen, was er den Preußen anhängt. Zu dem gleichen Zwecke beginnt er seine „historische“ Schilderung der Preußen und ihrer Schandtaten mit einer Art von Lob und scheut sich nicht einmal, den polnischen Magnaten früherer Zeit recht Unrühmliches nachzusagen. Er führt nämlich aus, wenn man die preussischen Erfolge von 1866 und 1870/71 verstehen wolle, dürfe man nicht vergessen, daß der dürftige Sandboden der Mark ein an harte Arbeit gewöhntes Geschlecht habe heranbilden müssen, ein Geschlecht von geistig großem moralischen Ernst und körperlich eiferner Stärke, ungleich fähiger als seine minder hart erzognen Gegner, andre zu beherrschen. Das dürfe man auch nicht vergessen, wenn man volles Verständnis des Kampfes um die Existenz zwischen Preußen und Polen gewinnen wolle. In diesem Kampfe verdanke das preussische Volk dem unfruchtbaren Boden seines engern Vaterlands hauptsächlich seinen Sieg über die Polen, die im Genuß der reichen Erträge ihrer fruchtbaren Äcker schwach und endlich durch ihr politisches Streben nach dem Osten und durch ihre Vermischung mit den Russen „byzantinischer Trägheit“ zugänglich geworden seien, die sich später zu „orientalischer Sinnlichkeit“ entwickelt habe. In dieser tragen Sinnlichkeit allgemach der größten Anarchie verfallend, habe das Polentum ganz übersehen, daß ihm ein mächtiger Feind im Westen — der abgerissene Bursche Roglowski — erwache, der dann die „anmaßenden Hände“ nach dem Osten gestreckt habe.

Eine der dreiftesten Behauptungen wird von Koscielski zu dem Zwecke unternommen, den Fürsten Bismarck wegen seiner Erklärung, die Polen hätten die im Jahre 1815 von Friedrich Wilhelm dem Dritten in seiner bekannten Proklamation abgegebenen Zusagen durch ihren Aufstand im Jahre 1848 verwirrt, der Unwahrheit zu zeihen. Die Behauptung selbst lautet keck und kühn: „Dieser Aufstand war durch die preussische Regierung selbst hervorgerufen.“ Wir begnügen uns damit, diese Darstellung niedriger zu hängen. Wer über die historischen Vorgänge genaueres zu erfahren wünscht, der nehme das von dem frühern Generalstabsoffizier bei dem Posenener Generalkommando, spätern General von Voigts-Rheß verfaßte altentmäßige Werk über jenen Aufstand oder die von dem Kreisbürgerschaftsschuß zu Rogasen unter Benutzung der landräthlichen Akten verfaßte Geschichte des Aufstands in der Provinz Posen zur Hand. Dort mag man sich überzeugen, mit welcher — Wahrheitsliebe die heutige polnische Geschichtsdarstellung arbeitet.

In dem Koscielskischen Gemälde spielt natürlich die „eifrige Protestantisierung der östlichen Provinzen“ eine große Rolle. Von Friedrich dem Großen begonnen, sei sie nach kurzer Unterbrechung bis in die neueste Zeit systematisch fortgesetzt worden und stehe in schneidendem Kontrast zu der polnischen Toleranz (?). Wenn wir von Friedrich dem Großen, der nicht auf die Konfession, sondern nur auf die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit sah, ganz absehen, so müssen wir allerdings zugeben, daß die preußischen Regierungen seit den Zeiten, wo die Wahl polnisch gefärbter Katholiken zu ostmärkischen Beamten noch Hand in Hand ging mit blinder Verhättselung der Polen überhaupt, die Einsetzung solcher Beamten vermieden, und daß die Ansiedlungskommission, auf die sich Herr von Koscielski besonders beruft, mehr Protestanten als Katholiken angesiedelt hat. Aber wer trägt daran die Schuld? Aus eigener Machtvollkommenheit haben die Polen die Gottesmutter zur „himmlischen Königin“ des ungeteilten Königreichs ernannt, die nur polnisch redet und versteht, nur polnisches Gebet erhört; nur Katholiken, die dieses politische Dogma annehmen, gelten ihnen als rechte Katholiken. Selbstverständlich sind die Protestanten diesem Dogma ungleich weniger zugänglich als Katholiken, die, mögen sie woher immer kommen, von der polnischen Geistlichkeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln drangsaltert werden, bis sie sich zur „polnischen Religion“ bekennen. Die vollständige Polonisierung der „Bamberger“ beweist, mit welchem Geschick und Erfolg diese Bekehrungen und national-politischen Umstempelungen betrieben werden. Die preußische Staatsregierung und ihre Organe würden also im höchsten Grade verblendet handeln und die östlichen Provinzen den nach Wiederherstellung des alten Polenreichs trachtenden Elementen förmlich ausliefern, wenn sie diesen Provinzen der Bekehrung zur „polnischen Religion“ besonders zugängliches Menschenmaterial zuführen wollten. Daß sich die deutschen, d. h. die Katholiken, die ihre Religion freihalten von politischer, landesverräterischer Zutat, in keiner Weise hinter die Protestanten zurückgesetzt fühlen, haben sie oft genug dankbar anerkannt. Die Toleranz des preußischen Staates gegen rein religiöse Bekenntnisse steht also himmelhoch über der der Polen, die mit fanatischer Unduldsamkeit die deutschen, sich gegen die polnische Aufsaugung wehrenden Katholiken bekämpfen und gegen diese allmählich die ganze Wut gerichtet haben, mit der sie ehemals den Protestantismus verfolgten. Was dieser von den Polen zu erdulden hatte, ist erst kürzlich in der Kreuzzeitung in einer längern Abhandlung klargelegt worden, die den unanfechtbaren Nachweis liefert, wie unduldsam und gewalttätig das polnische Reich den Bekennern des evangelischen Glaubens wie auch den Anhängern der griechisch-katholischen Kirche innerhalb seiner Grenzen gegenübergetreten ist, und wie es in einer Zeit, wo längst der Grundsatz *cujus regio, ejus religio* von allen Mächten aufgegeben worden war, doch mit Feuer und Schwert gegen Andersgläubige gewütet hat in einer Weise, die wiederholt den Einspruch anderer Mächte hervorrief.

Daß ein Mann, der so mit der Wahrheit und der preußischen Staatsregierung umspringt, um dieser jenseits des Kanals Gegner zu schaffen, dem Deutschen Ostmarkenverein nichts Gutes nachredet, kann nicht überraschen. Aber daß Herr von Koscielski, der dem „edeln“ Polentum als besonderes Verdienst den Beschluß anrechnet, „festzuhalten an den Eroberungen der Väter“, die Führer und die Mitglieder eines deutschen Vereins, der schlechterdings nichts andres will, der kräftesten Habsucht, der niedrigsten Ziele, des größten Eigennuzes, ruchloser und schamloser Taten zeugt, sie eine „Maffia des Nordens“ nennt, von der sich alle bessern Elemente abwenden, und ihnen vorwirft, „einen Flecken auf den deutschen Namen gebracht zu haben, wie die Geschichte der ganzen Welt keinen schändlicheren kennt“: das würde man diesem Vorkämpfer für Gerechtigkeit und Wahrheit trotz allem, was er schon geleistet hat, doch nicht zutrauen, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich sähe. Und begreifen kann man es auch nur, wenn man voraussetzt,

daß er ad majorem gloriam Mariae, der himmlischen Königin des ungetrennten Polenreiches, zu handeln glaube, indem er die preußische Staatsregierung als Helfershelferin und Mitschuldige, ja als gefügiges Werkzeug dieses raubhüchtigen Banditenhaufens dem Auslande denunziert.

Und in dieses Mannes Händen laufen alle die Fäden zu dem Netze zusammen, mit dem das Ausland umspinnen werden soll, damit es bei dem großen Kladderadatsch im Jahre 1913 der preußischen Herrschaft „im Posenschen“ ein Ende machen hilft! Er leitet, wie gesagt, die Beratungen der polnischen Schriftsteller und Journalisten, lenkt und leitet den Strazverein, sitzt alljährlich in dem bekannten Karpatenbade Zakopane, wo sich die Polen aus den „drei Anteilen“ im Sommer wochenlang versammeln, um die Maßnahmen zur Bekämpfung und Schädigung ihres bestgehaßten Feindes, des preußischen Staats, zu beraten, läßt sich bald in Krakau, bald in Lemberg hören und entfaltet sowohl als national-politischer Lyriker, der in tönenden Versen seine Stammesgenossen zu unermüdlicher Arbeit anfeuert, wie als politischer Schriftsteller eine ebenso eifrige wie umfangreiche Tätigkeit, von der der gekennzeichnete Artikel in der National Review nur eine Probe ist. In wie unerhörter Weise er zur Zeit des großen Schülerstreiks im Echo de Paris die preußische Unterrichtsverwaltung, die treuen ostmärkischen Lehrer und das pflichtgetreue Beamtentum im Osten beschimpft hat, ist wohl noch in frischer Erinnerung.

Daß er nun, nachdem das Enteignungsgesetz einen Strich durch die Rechnung, allmählich den überwiegenden Teil des ostmärkischen Grund und Bodens in polnische Hände zu bringen, gemacht hat, mit seinen in- und ausländischen Helfershelfern fanatischer als je das Verhezungsgeschäft betreiben wird, unterliegt keinem Zweifel. Um so nötiger ist es, diese Arbeit fest im Auge zu behalten. Man unterschätze die Gefahr nicht, die es im Gefolge hat. Wieviele Ausländer sind imstande, zu unterscheiden, ob bei uns ein Gesetz durch eine gefährliche Strömung notwendig geworden ist oder eine solche Strömung erst hervorgerufen hat! Und wie viel offene und geheime Gegner haben wir sogar in solchen Ländern, deren Regierungen im besten Einvernehmen mit der unsrigen stehen, aber doch vielleicht der Stimmung der Bevölkerung in gewissem Maße Rechnung tragen müssen. Die Polen bemühen sich eifrig, jedes Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Auslandes zu gebrauchen. Mit welcher Lügenhaftigkeit dabei verfahren wird, das sehen wir zum Beispiel augenblicklich an der aus Rom gemeldeten Tatsache, daß dort in einem Volkstheater in kinematographischen Bildern die Art und Weise, wie das neue Enteignungsgesetz in den Ostmarken gehandhabt wird, den Italienern anschaulich gemacht wird. Diese angeblich aus dem Leben gegriffenen Bilder sind natürlich Phantasierzeugnisse, denn das Gesetz hat noch nicht den leisesten Anfang der Ausführung erhalten. Hinter der Täuschung aber steht, wie gemeldet wird, der Vertreter eines polnischen Blattes!

Bosnisches Tagebuch.\*) In unsern Tagen bekommt man immer mehr Lust, vernachlässigte und von dem Strom des großen Reiseverkehrs wenig berührte Gegenden aufzusuchen und sich an deren ursprünglichen Reizen zu erquicken. Selbst in dem seit alten Zeiten von vielen Tausenden überschwemmten Italien gibt es noch unentdeckte Schönheiten, vereinsamte Städte, weltferne Dörfer, mit wunderbar träumerischen Winkeln und mit köstlichen Erinnerungen an eine größere und bedeutendere Vorzeit. Und wie viel Herrliches mag gar noch auf der griechischen Halbinsel für schönheitsdurstige Augen und Herzen zu entdecken sein. Bernard Wieman schildert uns seine bosnischen Erlebnisse, und ich möchte recht viele auf sein feines und stimmungsvolles Buch aufmerksam machen. Wieman ist, wie er es schon in einem andern Buch bewiesen hatte, ein Dichter, und sein bosnisches Tagebuch

\*) Bernard Wieman, Bosnisches Tagebuch. Rempten und München, J. Kösel.

offenbart es uns von neuem. Er hat das Land mit allen seinen Schönheiten in sich aufgenommen und versteht es, seine Eindrücke mit dichterischer Kunst wiederzugeben. Ich bin nur einmal eilig ein Stück Weges durch die Welt, die er schildert, gefahren. Was ich da gesehen und in meinen Gedanken mitgenommen habe, alle die verblaßten Bilder der Erinnerung sind mir beim Lesen des bosnischen Tagebuchs wieder lebendig geworden. Wer die Sehnsucht verspürt, einmal in diesen „schönern, lichten Ländern“ eine Weile unterzutauchen, und wer sich ohne die Aussicht zu haben, dorthinaus einmal wandern zu dürfen, doch gern von fremden Ländern und Menschen erzählen läßt, der möge Wiemans Buch lesen. Er wird seine Freude an den farbenvollen Schilderungen haben und am Ende etwas von der Sonne und dem warmen Lichte, worin der Erzähler die Landschaft geschaut hatte, in sich aufnehmen.

Uhd. Man liest jetzt bei modern sein wollenden Kunstschriftstellern manchmal den Satz: „Der Naturalismus ist tot.“ Das ist ein Irrtum. Die naturalistische Kunst ist die Kunst der Naiven; und solange Menschen geboren werden, wird ihre Nachahmungslust zu naturalistischen Kunstwerken führen. Nur das darf man sagen: die Vorherrschaft des Naturalismus ist heute — genauer gesagt seit zwei Jahrzehnten — gebrochen durch zahlreiche verschiedene Bemühungen um einen Stil; der Naturalismus ist bloß noch ein Teil der heutigen Kunst, dem die Jungen überwiegend nicht mehr huldigen. Aber er ist und bleibt der Nährboden auch aller gesunden Stilkunst, das möchten wir zu Uhdes sechzigstem Geburtstag nicht unausgesprochen lassen.

Als Uhd. größere Kreise zu erregen begann, ärgerte man sich meist über die naturalistische Schweiß seiner Bilder. Heute ist dieser Kampf vorbei, und man hat die Ruhe gefunden, zu sehen, mit wie großer, nur ihm eigener Herzensfreundlichkeit Uhd. stets malt. Sein einzig treues Auge für die Erscheinung unsers Lebens, das auch soviel unbewußten Humor aufleitet, im Verein mit seiner großen lichtmalerischen Kunst läßt uns eben doch in ihm den nächsten Verwandten Rembrandts sehen, so verschieden die Persönlichkeiten sind. Und vielleicht hat er mehr Freunde in dem jetzt lebenden höher entwickelten deutschen Bürgertum, als er selbst glaubt. Sein sechzigster Geburtstag gibt ihnen Gelegenheit, ihr Verhältnis zu dem Meister zu prüfen und zu bestätigen. E. A. Seemann bietet eine Uhdemappe mit sechs schönen farbigen Reproduktionen an (2 Mark): zwei Bilder aus dem Volksleben (Trommlerübung, Heimkehr), zwei aus dem Neuen Testament (Heilige Nacht, Die drei Könige) und zwei aus dem Hause des Künstlers (Kinderstube, Am Gartenzaun). Zu einer vollständigen Reproduktionsammlung seiner Gemälde, darunter auch einigen farbigen Wiedergaben, hat sich die Deutsche Verlagsanstalt in ihrer Klassikerammlung entschlossen; H. Rosenhagen hat zu diesem stattlichen Band eine Einführung geschrieben, die namentlich über Uhdes Entwicklung zur Selbständigkeit neues bringt. Vermag die Seemannsche Mappe rasch größere Freude zu stiften, so wird der Klassikerband — auch dank seiner Verzeichnisse und Nachweisungen — in Zukunft für alle ernsthaftere Beschäftigung mit Uhd. die wissenschaftliche Grundlage abgeben.

# ODOL

Das Mundwasser